

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

E. Friedel, Robert Mielke: Otto Monke Kleine Mitteilungen.

Keule. Nach Simrock (Handbuch der deutschen Mythologie, Bonn 78. S. 252) erinnern die vielen Kämpfe, welche Thor mit den Riesen bestand, an die Arbeiten des Herkules. Thor bekämpfte auch die Midgardschlange, wie Herkules die Lernäische Schlange. Beide haben überhaupt verschiedene Vergleichungspunkte: Herabsteigen in die Unterwelt u. s. w., was hier nicht weiter berührt werden soll. In Deutschland tritt die Keule an die Stelle des heiligen Hammers, der sich in englischen Kirchen aufgehängt findet (Simrock S. 238), wo er einen dunklen Bezug hat auf den, wie Grimm meint, bloß überlieferten, niemals ausgeübten Gebrauch, lebensmüde Greise zu töten! (Grimm, Rechtsaltertümer.)

In sächsischen und schlesischen Städten hängt die Keule am Stadtthor mit der Inschrift: „Wer seinen Kindern gibt das Brot“ u. s. w. (Simrock 238). Denselben Sinn hat die Erzählung vom Schlegel in Colocz. Codex 157.

Der Vorsitzende E. Friedel giebt zu, daß der Hammer als primitives Gerät vielfach der Keule substituiert wird, er hält aber die Keule für viel älter, als eine von der Natur unmittelbar dargebotene Waffe, ebenso wie den Stein seit der eolithischen Epoche her. Der Hammer ist schon bedeutend raffinierter, er stellt bereits ein vollständiges Werkzeug (Artefakt) dar, nämlich eine Verbindung zwischen Keule und Stein, welcher anfänglich angebunden oder in durchlochter Form auf den Keulenstock gesteckt wurde. Auch der Hammer wird hier und da genau symbolisch so wie die Schulzen-Keule angewendet.

XXVI. Herr Dr. Friedrich Solger hielt hierauf einen mit größtem Beifall aufgenommenen Vortrag: Die geographische Lage der Mark, der durch viele wohlgelungene Lichtbilder unterstützt wurde. Wir hoffen, den Vortrag als besonderen Aufsatz bringen zu können.

XXVII. Nach Schluß der Sitzung freie Zusammenkunft im Ratskeller.

Kleine Mitteilungen.

Die Glocken von St. Nikolai in Spandau. — (Nach einem Vortrag u. Mitgliedes des Herrn Oberpfarrer Recke dasebst.)

Als die bei weitem ältesten Glocken von St. Nikolai, die fast 500 Jahre hindurch alle Blitz- und Brandgefahren glücklich überdauert hatten, wurden in erster Linie die beiden kleinen, zusammen etwa 1 Zentner schweren, sogenannten „Signierglocken“ bezeichnet, deren ursprüngliche Stelle der Dachreiter, das Türmchen „baven der Kerke“ war. Die Glocken mochten in der katholischen Zeit als „Wandel“- und Meßglocken — nicht als „Armesünder-

glocke“ — gedient haben, nach Einführung der Reformation wurden sie zum „Signieren“ („Anzeigen“) für den Beginn des Turmgeläuts, zu Taufen, Beerdigungen, besonders aber zur liturgischen Fixierung der Vorlesung der sonntäglichen Perikopen, des Evangeliums und der Epistel, benutzt. Das Glockenseil war durch das Kirchengewölbe hindurch bis nach unten geführt, Im Jahre 1837 außer Gebrauch gestellt, dienten die beiden Glocken zu Ende des Jahrhunderts dem Interimskirchlein der Luthergemeinde, der alten Friedhofskapelle, als Läuteglocken, jetzt befinden sie sich im „Kirchenmuseum“ der Nikolaikirche oberhalb der Sakristei, der früheren Marienkapelle, als denkwürdige Antiquitäten. Die kleinere Glocke trägt als Jahr des Gusses die einfache Zahl 1430 in lateinischer Umschrift, dazu das heilige Zeichen des Kreuzes „zur Abwehr dämonischer Gewalten“, während die größere oben und in der Mitte mit 10 (4 + 6) wohlerhaltenen, symmetrisch verteilten Medaillons geschmückt ist, die Verkündigung Mariä, die weihnachtliche Geburt Christi — mit Ochs und Esel, — den Kreuzestod (unter dem Kreuz die beiden Marien), den Vogel Pelikan (Bild des Opfertodes), den Phönix (Bild der Auferstehung), einen Engel mit dem heiligen Buch — darstellend. Einzelne Medaillons kehren in wiederholter Fassung wieder. Die Glocken waren im Gemeindesaal aufgestellt und wurden von den Anwesenden, mit lebhaftem Interesse besichtigt.

Der Vortrag wandte sich demnächst den beiden „Uhr Glocken“ von St. Nikolai, hoch oben über der Turmhaube befindlich, zu. Der furchtbare Brand von 1740 hatte sämtliche Turmglocken fast gänzlich verzehrt; es waren ihrer „3 wohl harmonisierende Glocken zum Geläut, 2 Uhr Glocken und 1 Chorglocke“. Aus dem geretteten und gesammelten alten Glockenmetall (Bronze) wurden bald darauf 2 neue Uhr Glocken im Gewicht von 27 (?) Zentnern 1 Pfund, bzw. 10 (?) Zentnern 37 1/2 Pfund für 349 Thlr. 16 Gr. 11 Pf. gegossen. Eine neue Uhr (Seiger) wurde beschafft, „die am 1. Juli 1745 zu viertel und ganzen Stunden zu schlagen anfang“. Die alte Turmuhr mußte im Jahre 1860 einer neuen weichen; die alten Uhr Glocken sind dieselben geblieben, noch heute, nach 160 Jahren, über Stadt und Gemeinde hin mit treubewährter Stimme die verrinnende Zeit verkündend. Welche Daten und Inschriften mögen die beiden Uhr Glocken tragen? Vielleicht jenen ersten Spruch der „Nürnberger Kirchenglocke: „una ultima“, eine die letzte? Niemand weiß es. Wer wagt todesmutig in des Turmes gewaltiger und dunkler Höhe die Untersuchung und Feststellung? — Der Vortrag gab an 3. Stelle von den „Läuteglocken“ der Nikolaikirche Bericht. Sie haben ihre besondere Geschichte. Die Chronik erzählt aus den Tagen des Kurfürsten Joachims II.: „Die Kurfürstin Elisabeth, Joachims fromme Mutter, schenkte eine Glocke der alten Moritzkirche (jetzt Kaserne in der Judenstraße), den Hennigsdörfern, während der Kurfürst eine Glocke von St. Nikolai, 66 Zentner schwer, für sich selber, nämlich für seine neue Domkirche auf dem Schloßplatz zu Cölln an der Spree, einforderte“. Das bezügliche Schreiben Joachims an den sich sträubenden Rat der Stadt Spandau vom Tage „Cathedrae Petri“ (22. Februar) 1536 ist übrigens sehr energisch gehalten. Die „Spandauer Glocke“ („Schelle“) fand sonach in dem großen Läuteturm jener Domkirche (die „Glocke“ genannt) mit noch 9 andern ihre Stelle. Ihre Spur ist längst verweht. Das-

selbe gilt von den alten und ältern in Spandau verbliebenen, bezw. neu-beschafften Läuteglocken. Wir hören von zerstörenden Blitzschlägen, von zersprungenen und umgegossenen Glocken, von Glockenspenden des Kurfürsten Georg, sowie des Grafen Johann Casimir von Lynar; wir lernen die Spandauer und Berliner Glockengießer jener Zeit, einen Martin Grund, einen Christian Heintze von hier, sodann den Meister Andreas Brüggem und den Stückgießer Johann Jacobi aus Berlin kennen: wir blättern mit Interesse in dem alten „project und reglement wegen hiesiger Leichenbegängnisse“ das im ganzen 8 Spandauer Kirchenglocken auführt und in wundersamen Klassifikationen das Puls-, Vor-, Gang-, Nach- und Vollgeläut je nach Stand und Würden der Verstorbenen regelt, auch den Kustos, den Kantor, den Schulmeister, den Schulchor, die Pulsanten und Glockenzieher von wegen der „stillen“ und „öffentlichen“, der „ganzen“ und „halben“ Leichen aufs beste informiert und instruiert. — Dann naht jener mächtige Brand in der Nacht vom 24. zum 25. Juni 1740, der den Turm, einst den höchsten in der Mark, und mit ihm das ganze Glockengut in Staub und Asche legte. „Wir mußten fortan“ — so erzählt die Chronik — „mit 2 Glocken zum Geläut für-lieb nehmen, die man vom Prinzen von Preußen aus Oranienburg kaufte und die bis hierher 177 Thlr. 6 Gr. 6 Pf. kosteten.“ Die ältere Herkunft beider Glocken ist unbekannt; sie wurden für Spandau noch im Jahre 1740 durch den Glockengießer Paul Meurer in Berlin umgegossen. Ihr erstes Geläut — recht eigentlich ein Weihnachtsgeläut — erklang, nachdem der Turm in jahrelanger Arbeit wiederhergestellt worden war, am Weihnachts-Heiligabend, den 24. Dezember 1744, „so denn die zweyen Glocken aus dem bisherigen Behältnisse (sie waren wohl auf dem Kirchenboden aufbewahrt worden) in der Christwoche auf den Turm gebracht worden waren“.

Die große Glocke mit ihrem tiefen D, 22 Zentner schwer (der untere Durchmesser beträgt 130 Zentimeter), ertönt noch heute zum „Einläuten“ der großen Kirchenfeste, zum gottesdienstlichen Geläut, zum „Sterbegeläut“, — droben im Glockenstuhl (unterhalb der Turmhaube) von 2 Glockentretern in nicht ungefährlicher Arbeit bedient. Der obere Fries der Glocke enthält Reliefs, Engel mit Glocken darstellend, darunter lesen wir: „Soli Deo Gloria“ („Gott allein die Ehre“); unten steht: FUDJT BEROLJNJ J. P. MEURER („J. P. Meurer zu Berlin goß mich“). Der Mantel der Glocke zeigt folgende Inschriften: 1) Gloria summa Deo nostro sit in aethere summo Pax terris et nil non nisi velle bonum. Das ist also das „Weihnachtslied“ der Glocke, das „gloria“ der heiligen Nacht, das Engellied: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!“ Das Lied kehrt oft als Glockeninschrift wieder; Deutsch, in dreifacher Teilung, u. a. auch auf den 3 schönen Gußstahlglocken unserer Lutherkirche (1896). Daß Meurer, der sonst fast durchweg deutsche Glockeninschriften bevorzugte, hier für St. Nikolai die lateinische Inschrift anwendet und noch dazu in ganz evangelischer Wiedergabe des Textes (der letzte Satz jenes „gloria“ heißt wörtlich: „und nur Gutes wollen“), erscheint geradezu unbegreiflich. Vielleicht fand er die wiedergegebene Inschrift auf der alten, aus Oranienburg übernommenen Glocke vor. Unter dem „gloria“ befinden sich die Namen des „Ministeriums“ (der Geistlichen) und der 5 Kirchenvorsteher:

Ministerium

Georg Lamprecht. P. et Insp.

Joh. Christian Schreiner. Archid.

Georg Gabriel Supen. Diac.

Kirchenvorsteher

Conrad Pauli

J. C. Senst. J. C. Müller.

D. C. Heiner. J. Strehler.

Die zweite Inschrift, auf der Gegenseite der erstern, lautet:

Vivat cum regina

Fridericus Borussia (e) rex

Consules

Christian Lindener. Busso Johann Schwechten.

Joh. Frid. Hertz. Joh. Mart. Kroll

Georg Christoph Sanno

Senatores

Sam. Krieger. Conr. Pauli. Christ. Heinr. Hart

Christ. Frid. Feske. Carl Frid. Bauermüller

Carl Frid. Hering.

Die aufgeführten Namen sind für die Glocken des 17. und 18. Jahrhunderts charakteristisch: Anstatt der Heiligen, Päpste und Bischöfe, wie in vorreformatorischer Zeit und bis heute in der katholischen Kirche üblich, und zwar alles in lateinischer Kirchensprache — die Glocken der hiesigen katholischen Pfarrkirche St. Maria, am 22. Juli 1848 gegossen, erhielten die Namen „Maria“ und „Franciscus“ — erscheinen hier die Namen des Königs mit der Königin, der Bürgermeister (consules) und Ratsherren (senatores), der Patronatsherren der Kirche.

Die 2., mittlere, Läuteglocke ist einfacher gehalten; sie wiegt jetzt 10 Zentner 75 Pfund (früher 10 Zentner 40 Pfund) und erklingt in dem kleinen g. Ein Glockentreter genügt zur Bedienung. Unter dem obern Fries befinden sich die Relief-Porträts Dr. Martin Luthers und Friedrich Wilhelms III. Darüber: „Gegossen von Hackenschmidt in Berlin.“ Darunter: „Diese nach dem am 25. Juny 1740 stattgehabten Brande des Turmes am 26. July (1740) gegossene Glocke (aus der kleineren „Oranienburger“ Glocke durch Meurer umgegossen) ist im Jahre 1812 bei der großen Kälte gesprungen und am 26. July 1823 wiederum umgegossen worden. Die Kosten wurden durch freiwillige Beiträge der Eingepfarrten Spandows beschafft.“

Die 3. im Läutewerk des Turmes befindliche „kleine Glocke“ ist die „Rathaus-Glocke“, im Jahre 1818 beim Abbruch des alten Rathauses und seines Turmes der Kirche überwiesen. Die Vorgeschichte dieser Glocke ist unbekannt. In den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts erhielt die Glocke einen Sprung; sie wurde 1892 für 400 Mark umgegossen. Ein fast gleicher Preis wurde übrigens im Jahre darauf für zwei alte, schmucklose Bronzeglocken aus der Elisabethkirche in Berlin, beide 1833 von Hackenschmidt gegossen, gezahlt, behufs deren Überführung in die neu gebaute Melancthonkirche. Die „Rathausglocke“ in St. Nikolai, früher

162 $\frac{1}{2}$ Kilogramm, jetzt 218 Kilogramm schwer, mit der etwas unsicheren Tönung in h, hat oben eine Eichenlaubhornte, darunter: „Gegossen von Gustav Collier in Zehlendorf 1892.“ Die Inschrift lautet:

O Land, Land, Land,
Hoere des Herrn Wort!

(Jerem. 22, 29.)

Die Glocke, mit einer, bis nach unten reichenden Zugleine versehen, wird nur beim Geläut an großen Festtagen mit benutzt. Im übrigen dient sie zum Einläuten des Taufgottesdienstes und des Kindergottesdienstes. Was der St. Nikolaikirche not tut, ist ein großes, schönes, nach allen vier Himmelsrichtungen ausklingendes, harmonisches Viergeläut — unter Verwendung der beiden vorhandenen größern Glocken. Dazu ein elektrisch betriebenes Läutewerk. Die „Rathausglocke“ aber möge in den alten „Dachreiter“ der Kirche, den einst die beiden „Signierglocken“ inne hatten, emporklimmen und von dort mit ihrer zarten, für sich allein nicht unschönen Stimme die Kleinen und Kleinsten zur Kirche laden.

(Unter Benutzung von Nr. 298 des „Anzeiger für das Havelland“, Spandau, vom Mittwoch, den 20. Dezember 1905.)

Unser Mitglied Herr Karl Wilke teilt uns folgendes über eine unserer Waldungen mit.

Die große Heide „Werbellin“. — Ursprünglich ein gewaltiges Waldrevier mit echtdeutschem Namen, so echt wie alle unsere märkischen Namen, die sich trotzallem nur sinngemäß aus der deutschen Sprache erklären lassen, so sehr auch die Vorliebe für das Fremdländische, Weithergekommene dagegen ankämpft aus einer Zeit, wo die Muttersprache noch für ungelehrt und unfein galt.

Werbellin hat dieselbe Bedeutung wie die aus den Wagnerschen Tondramen bekannter gewordene Waberlohe und entstand aus dem Zeitwort „werben“, das ist wiederkehren, drehen, wenden, noch in Wirbel sprachgebräuchlich, und lin, lyn, lychen, das ist glühen, leuchten, das Licht, sodaß Werbellin mit „wiederkehrendes Licht“ zu ersetzen wäre. Dieser Name verweist auf die deutsche Mythologie, die den Wald im allgemeinen für den Wiedergebärer ansah, aus dem nach dem großen Weltenbrände, der Götterdämmerung, die Rückkehr der göttlichen Ordnung in allen irdischen Dingen, sowie des menschlichen Daseins erfolgen sollte. Er galt dem germanischen Inlandbewohner als der Begriff der gewaltigen Unendlichkeit, gleichwie dem Küstenbewohner das Meer. Vom Wald umschlossen, sah er abendlich das hehre Tagesgestirn im Walde untergehen und morgens in ungeminderter Helle wiedererstehen, wie Jener sie aus den Fluten des Meeres auf- und niedertauchen sah. Daß der Name Werbellin auch für den in seiner Mitte liegenden See galt, von dem die raunende Sage erzählt, eine prächtige Stadt oder eine glänzende Burg, eddiseh das Albrad, die Lichtburg die Sonne, sei in seinen Fluten versunken, spricht gleichfalls dafür. Held Siegfried, der späte Enkel unseres heimatlichen Sonnengottes, erliegt an einem solchen

Waldgewässer, zum Trinken niedergebeugt, das Sinnbild der untergehenden Abendsonne, dem hinterlistigen Todesstich der finstern Gewalten. In der lichtärmsten Zeit winterlicher Todesstarre holten sich unsere heidnischen Voreltern das „wachende“ Holz, den Nadelbaum aus dem Walde in ihre Behausung, um ihn mit den Sinnbildern der Sonne zu schmücken, das Fest der Wiedergeburt der neuen Frühlingssonne zu feiern. Schon wenn der Hirsch, das deutsche Symbol der Unsterblichkeit, seinen Kampf durch den herbstlich stillen, todesbangen Werbellinwald erschallen ließ, spricht zu uns die nie rastende Zeugungskraft unserer Ahne, der Allmutter Erde, durch dieses ihr Geschöpf und Attribut: „Im Vergehen neues Erstehen!“ Im Walde rollt das geheimnisvolle Leben und Wirken der Natur frei und ungehemmt weiter, wo das Vorhandene im Gewesenen wurzelt und sich tief in seinem Schatten birgt, der Wald der Wiedergebärer. (Vergl. Angermünder Zeitung vom 17. März 1906.)

Was bedeutet „Schweinder“? — „Borg“ — „Beier“? — „Schweinder“ ist eine volkstümliche Bezeichnung für die Schweinehirten. (Z. B. Lietzow bei Nauen 1860).

Ein Schweinder lebte 1896 in Schmachtenhagen, Kreis Niederbarnim. Der Besitzer des Dorfkruges (des jetzigen Salzmannschen Gasthauses) in Schönerlinde Niederbarnim war früher verpflichtet, einen „Bullen“ und einen „Beier“ zu halten. Die Bezeichnung „Beier“ für das männliche Zuchtschwein, den zahmen Eber, soll in der dortigen Gegend allgemein bekannt sein. Mir war er neu. Wohl kenne ich den Namen „Borg“ für ein Tier, das ehemals ein männliches Schwein war; er kommt im Kreise Westhavelland vor; aber die Bezeichnung „Beier“ ist dort nicht bekannt.

Auch der Schulze in Schönerlinde mußte einen Bullen und einen Beier halten.

Otto Monke.

Mir ist der Ausdruck „Beier“ für den Zuchteber aus verschiedenen Teilen der Mark, z. B. Umgegend von Berlin und aus der Neumark bekannt.

E. Friedel.

N. W. — Pierre Dubois? — Über diesen merkwürdigen Sozialreformer des Mittelalters vermag ich Ihnen nur das zu sagen, was in der folgenden Gelegenheitschrift enthalten ist.

De recuperatione Terre Sancte. Ein Traktat des Pierre Dubois. (Petrus de Bosco.) Von Ernst Zeck. Wiss. Beil. zum Jahresb. des Leibniz-Gymn. zu Berlin. Ostern 1905. — Dubois wirkte als Schriftsteller 1285—1314. Er hat ganz merkwürdig moderne Ideen, verwirft den weltlichen Kirchenstaat und macht allerhand soziale, kulturelle und pädagogische Vorschläge, z. B. Ausbildung der jungen Mädchen in Medizin und Chirurgie. Sie sollten bei der Christianisierung der Moslems zunächst auf deren Frauen einwirken. Er empfiehlt das Turnen etc., zeigt sich kurzum wie ein nahezu moderner Mann.

Des weiteren verweise ich Sie an Herrn Oberlehrer Zeck, Steinmetzstrasse 27 selbst.

E. Friedel.

Was sind Dörpel? In Nr. 12 Jahrgang XV des Monatsblattes (S. 417) berichtet Herr Rektor O. Monke, daß das Brett, welches in die Tenne quer vor den Ausgang gelegt wurde, Dörpel genannt wurde. Zu diesem Worte möchte ich einige Bemerkungen machen.

In dem Salischen Gesetz, dem ältesten Ende des 5. Jahrhunderts aufgezeichneten, aber weit ältere Überlieferungen enthaltenden Volksgesetz der Salischen Franken heißt es in dem 58. Kapitel: Et postea debet in casa sua intrare et de quatuor angulos terra in pugno collegere, et sic postea in duropalo hoc est limitare stare debet et intus in casa respiciens et sic de sinistra manu de illa terra trans scapulas suas iactare super illum quem proximiozem parentem habet.*) (Und darauf soll er in sein Haus eintreten und von dessen vier Ecken eine Hand voll Erde nehmen und soll dann auf der Türschwelle (duropalo) stehen, das Gesicht nach dem Innern des Hauses gekehrt und aus der linken Hand auf den werfen, der sein nächster Verwandter ist). In dem limitare des Urtextes ist schon die Erklärung als Hausgrenze, als Türschwelle gegeben, die in dem Originalwort duropalo-Türpfahl deutlich hervortritt. Im Altfriesischen lautet der Ausdruck durpel, im Ostfriesischen drüppel, im Saterländischen dreppel, im Westfriesischen drompel, drempel, dorpel, im Altfriesischen auch doorpeal, im Nordfriesischen drampel, also Abwandlungen derselben Urform duropalo, die auch in dem Terminus technicus unserer Architekten „drempel“ weiterlebt. In dem Niederbarnimer „dörpel“ haben wir also ein uraltes deutsches Sprachgut, dessen Sinn nicht zweifelhaft ist, dessen Nachweis für die Provinz Brandenburg um so wertvoller ist, als auch die älteren in Stolpenhagen vorkommenden Bauernhäuser auf niederdeutsche, sächsische Herkunft weisen.

Robert Mielke.

Altertümliches aus Beerbaum, Kreis Ober-Barnim.

1. Der Ritter in Beerbaum und der Ritter in Grünthal zerstörten die Burg des Ritters von Gratz am Steinpfuhl und teilten seine Güter unter sich. — Erzählt von einem Arbeiter aus Beerbaum.

2. Beerbaum hat seinen Namen erhalten von den wilden Birnbäumen (Beeren), die früher auf der Feldmark sehr häufig waren und jetzt noch vereinzelt auftreten. Die Früchte werden genießbar, wenn sie „mudike“ geworden sind. So erklärte Herr Administrator Fricke bei der Pflugschaffsfahrt des Märkischen Museums am 6. November 1904. Otto Monke.

3. An dem Platz zu a fanden wir künstliche Wallanschüttungen, eine Stelle, die wie ein geöffnetes Hünengrab aussah und große Feldsteinhaufen, die allerdings augensichtlich von den Nachbarfeldern zusammengesammelt waren, dagegen keine Ziegelsteine und keinen Mörtel, auch keine Kulturreste. Doch soll ein Eleve aus Beerbaum, Herr Graf von der Schulenburg, hier eine Totenurne ausgegraben haben. E. Friedel.

*) Clement, Forschungen über das Recht der Salischen Franken. Berlin 1879. S. 236.